

Leta Hollingworth – Pionierin der Höchstbegabtenforschung

Eine kleine Reise durch die Wissenschaft (II)



Dass Wissenschaft traditionellerweise eine Männerdomäne ist, gilt nicht nur für die Begabungsforschung. Eine der wenigen weiblichen Protagonisten, deren Präsenz in den einschlägigen Lehrbüchern jedoch kaum über die Erwähnung in Nebensätzen oder Fußnoten hinausgeht, ist Leta Hollingworth. Obwohl ihr Werk dem des ungleich bekannteren Lewis Terman qualitativ in nichts nachsteht, wird ihren Studien, die das durch Termans Untersuchungen geprägte durchweg positive Bild der erfolgreichen und sich problemlos in die Gesellschaft integrierenden Hochbegabten ergänzen, allenfalls anekdotisches Interesse zuteil. Im zweiten Teil meiner Reihe zur Intelligenz- und Begabungsforschung möchte ich daher dieser herausragenden Forscherin doch noch ein wenig spätere Gerechtigkeit zuteil werden lassen. Über eure Fragen, Kritik und Ideen zu dieser Reihe freue ich mich. Ihr erreicht mich per Mail unter MERF@mensa.de.

Leta Hollingworth fasziniert. Eine brillante Denkerin und Macherin in einer Zeit, da die Überzeugung ob der weiblichen Unterlegenheit so stark dominierte, dass niemand auf die Idee gekommen wäre, dieser einmal empirisch nachzugehen; die sich ihrer Sache, der Erforschung Hoch- und Höchstbe-

gabter, auf das Engagierteste widmete; die sich auch durch frühe Erfahrungen, die selbst weniger sensible Naturen nicht ohne weiteres weggesteckt hätten, nicht von der Erforschung der Sujets, die ihr gewiss teilweise, aber wohl kaum ausschließlich aufgrund persönlicher Betroffenheit am Herzen lagen, abbringen ließ.

Pionierleben in der Prärie Nebraskas

Vielleicht waren es gerade diese Erfahrungen des zu früh erwachsen gewordenen Kindes, die eine solche Überzeugtheit und Überzeugungskraft erst reifen ließen. Ihre Kindheit war durch die Schönheiten, aber auch durch die extremen Herausforderungen des Pionierlebens in der Prärie Nebraskas geprägt. Extreme Frühreife und Begabung spielten ebenso eine Rolle wie erlebte Misshandlungen. Ein Lichtblick war der Besuch der örtlichen Highschool, die Hollingworth zwei Tage vor ihrem 16. Geburtstag mit ausgezeichnetem Erfolg abschloss. Das Studium an der University of Nebraska beendete sie mit einem Bachelor und einem Lehrzertifikat in englischer Literatur. Nach Heirat und Umzug nach New York musste sie feststellen, dass es für verheiratete Frauen unmöglich war, eine Anstellung

als Lehrerin zu finden – geschweige denn in der Forschung. Ihr Versuch, sich mit dem vorgezeichneten Lebensweg als Hausfrau und Mutter abzufinden, endete in Depressionen; sie war zu diesem Zeitpunkt gerade 22. Zu ihrem Glück unterstützte ihr Ehemann ihre Ambitionen und legte Geld für die akademische Weiterbildung seiner Frau zur Seite.

Orientierung am anderen Extrem

Hollingworths Graduierung an der Columbia University 1913 markierte dann den Beginn ihrer wissenschaftlichen Karriere: Zunächst wandte sie, welche die Ungleichbehandlung von Männern und Frauen am eigenen Leibe verspürt hatte, sich feministischen Fragestellungen zu. Am bekanntesten sind jedoch ihre Arbeiten zu Hoch- und Höchstbegabten. Der Weg dorthin ging über das entgegengesetzte Extrem: Während eines Kurses zu intellektueller Retardierung illustrierte sie das Ausmaß der Informationsverarbeitungsdefizite der geistig zurückgebliebenen Kinder durch den Kontrast mit einem Höchstbegabten, der dieselben Aufgaben, an denen die anderen Kinder scheiterten, mit sagenhafter Eleganz und Leichtigkeit löste (sein IQ lag, wie sich später herausstellte, um die 187). Hollingworths Faszination war geweckt: Im Laufe der nächsten 23 Jahre erforschte sie noch elf weitere ähnlich intelligente Kinder und die spezifischen Anpassungsprobleme, die sich ihnen aufgrund ihrer extremen Begabung im Alltag stellten, leitete Forschungsprojekte, später dann auch die „Speyer School“, eine Laborschule für die schulische Bildung sogenannter „exceptional children“,

„The highly intelligent child must learn to suffer fools gladly“

die sowohl geistig retardierte als auch höchstbegabte Kinder unter ihrem Dach vereinte.

Höchstbegabte im schulischen Alltag

Der Fokus ihrer Forschungen lag jedoch weniger im diagnostischen als im Interventionsbereich: Ihr ging es um die Frage, wie man mit Kindern, die so stark vom „Normalen“ abweichen, überhaupt im schulischen Alltag umgehen kann – und was man ihnen mit auf den Lebensweg geben kann, damit sie selbst mit dieser erlebten Diskrepanz besser zurechtkommen. Da Höchstbegabte in der Schule noch weniger gefordert waren als „normale“ Hochbegabte, ihre Zeit eigentlich komplett verschwendeten, sah Hollingworth die frühe Identifikation mit anschließender Trennung von der Klasse und Gruppierung mit ähnlich Begabten als das Mittel der Wahl, um den Kindern die Erfahrung des Austauschs auf hohem Niveau zu ermöglichen. Der reguläre Stoff wurde in beschleunigter Form dargeboten; als eine wichtige Anreicherung des Programms empfahl sie die bis heute vernachlässigte „emotional education“ (1939, S. 585), die den Kindern insbesondere Erfahrungen extremer Isolation ersparen soll.

„Suffering fools gladly“

Als einen bemerkenswerten (und häufig missverstandenen) Punkt möchte ich die Befähigung zum „suffering fools gladly“ aus diesem Curriculum herausgreifen – also zur Toleranz gegenüber weniger Intelligenten ohne gleichzeitige Entwicklung überheblicher oder zynischer Einstellungen: „A lesson which many gifted persons never learn as long as they live is that human beings in general are inherently very different from themselves in thought, in action, in general intention, and in interests.“ (1942, S. 259f.) „The highly intelligent child must learn to suffer fools gladly – not sneeringly, not angrily, not despairingly, not weepingly – but gladly, if personal development is to proceed successfully in the world as it is.“ (1939, S. 586)

Gerade der letzte Punkt illustriert Hollingworths ausgeprägten Pragmatismus: Die Welt können wir nur bedingt ändern; aber wir können extrem von der Norm abweichende Menschen für den Umgang mit ihr rüsten. Denn gerade diese herausragenden Persönlichkeiten haben das Potenzial, entscheidend zum Wohl der Menschheit beizutragen: „Human welfare on the whole is much more a matter of the activities of deviates than it is a matter of what the middle mass of persons does. [...] It is the deviate who takes the initiative and plays the primary part in social determination.“ (1942, S. 321f.)

Nervt! Stört! Seid unbequem!

Ihre wissenschaftliche Produktivität von insgesamt neun Büchern, über 80 Zeitschriftenartikeln und zahllosen öffentlichen Reden hätte, wie Lewis Terman es formuliert, bei jedem männlichen Forscher zumindest eine

Wahl zum Präsidenten der American Psychological Association oder gar der National Academy of Sciences nach sich gezogen (1944, S. 358). Wichtiger als die Frage, warum Hollingworth bis heute noch zu den kaum bekannten Hochbegabungsforschern gehört, ist meines Erachtens jedoch, welche Folgerungen wir aus dem enormen Wissens- und Erfahrungsschatz, den sie uns hinterlassen hat, heute noch ziehen können. Warum beispielsweise ist die Begabtenförderung so lange im toten Winkel des gesellschaftlichen Bewusstseins geblieben? Hollingworth begründet dies mit dem bestechenden Argument, dass Begabte möglicherweise einfach nicht genug stören. In diesem Sinne appelliere ich an diejenigen, die sich eben nicht mit der Anpassung des von der Norm Abweichenden an die Welt zufrieden geben wollen: Nervt! Stört! Seid unbequem! Vielleicht ist das ein Weg, mit dem man auch nachfolgenden Generationen das Leben ein Stück weit leichter machen kann; und das wäre gewiss im Sinne von Leta Hollingworth.

Tanja Gabriele Klein

Literatur

- » Hollingworth, L.S. (1931). The child of very superior intelligence as a special problem in social adjustment. *Mental Hygiene*, 15 (1), 3–16.
- » Hollingworth, L.S. (1939). What we know about the early selection and training of leaders. *Teachers College Record*, 40, 575–592.
- » Hollingworth, L.S. (1942). *Children Above 180 IQ*. New York: World Book.
- » Terman, L.M. (1944). Review of Leta Stetter Hollingworth: A Biography. *Journal of Applied Psychology*, 28, 357–359.